

Die
Zusammenf. des
Festschrifts

1892.

Jud

5773

1021 26

„Die Schmach
des Jahrhunderts.“



Berlin SW. [1892]
Moderner Verlag.

Ind
5773

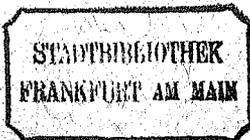
1892 15-23

Halbmonatsschrift
zur Bekämpfung des Antisemitismus.

Herausgegeben
von
Karl Schreidt.

Er scheint am 8. und 22. eines jeden Monats. Vierteljährlicher Abonnementspreis Mfr. 2,50
Postzeitungspreislifte I, Nachtrag Nr. 5739a.

Heft 21. — I. Jahrgang.



52/17222



Aus der Zeit.

Berlin, 8. November 1892.

Im „Wahlkreis des Herrn Ahlwardt“, wie die Antisemiten schon jetzt den Wahlkreis Friedeberg-Arnswalde nennen, scheinen alle unreinen Geister der Hölle losgelassen zu sein. Der Antisemitismus feiert dort unter der Leitung eines Berliner Agitators wahre Orgien. Wie verlautet, soll es den Herren Antisemiten gelungen sein, die Konservativen, welche sich des Ansturms nur mit schwachen Kräften zu erwehren versuchten, flach an die Wand zu drücken. Antisemitische Heißsporne sprechen bereits mit hoher Zuversicht von der Möglichkeit eines Sieges im ersten Wahlgang, während die „besonneneren“ Elemente darauf rechnen, daß Ahlwardt mindestens mit dem deutsch-freisinnigen Kandidaten in die Stichwahl kommen werde. Die Möglichkeit einer Wahlniederlage aber hat bisher auf dieser Seite Niemand in Betracht gezogen.

Wie in Wirklichkeit die Aussichten des Herrn Rectors stehen, das läßt sich nicht so leicht beurtheilen. Es ist eine bekannte antisemitische Eigenschaft, den Mund etwas voll zu nehmen — das kostet Nichts und verpflichtet zu Nichts. Und es ist der Fall schon öfter dagewesen, daß die Herrschaften in einer gewaltigen Selbsttäuschung befangen waren, daß sie von großen politischen Siegen phantasirten, die sie sicher erringen würden, und daß sie dann am Tage der Entscheidung kläglich abfielen. Die Berliner Kommunalwahlen mit ihrem für den Antisemitismus geradezu beschämenden Ausgang sind noch in Aller Erinnerung.

Die Häuptlinge der Berliner antisemitischen Bewegung scheinen sich allerdings darüber klar zu sein, daß selbst ein so unantastbarer Charakter, wie Herr Ahlwardt, trotz seiner hervorragenden menschlichen und bürgerlichen Tugenden, doch keineswegs gefeit ist gegen den Wahldurchfall. Sie gehen deshalb darauf aus, schon jetzt für ihren Freund herauszuschlagen, was sich unter Umständen herauschlagen läßt. Zu diesem Behufe versenden sie gedruckte Aufrufe an die antisemitischen Vereine, in denen sie die Letzteren auffordern, in eine große Petitionsbewegung zu Gunsten Ahlwardt's einzutreten. Kaiser Wilhelm soll durch einen antisemitischen Petitionssturm veranlaßt werden, den wackern Streiter Ahlwardt „seinem Wahlkreis“ wiederzugeben, der ihm angeblich nicht entbehren kann; mit anderen Worten: der Kaiser soll Herrn Ahlwardt begnadigen.

Die Antisemiten müssen sich zur Zeit sehr sicher fühlen. Sie müssen wissen, daß sie in den oberen Regionen einen starken Rückhalt haben, sonst könnten sie es nicht wagen, eine solche Zumuthung an den Kaiser zu stellen. Ueber die beschleunigte Inhaftnahme Ahlwardt's mag man denken, wie man will; man kann sogar der Ansicht zuneigen, daß dieselbe nicht nur durch Nichts geboten, sondern sogar äußerst unklug war; dennoch aber wird man zugestehen müssen, daß zu einer Begnadigung Ahlwardt's auch nicht der geringste Anlaß vorliegt. Eine offene Kritik der Handlungsweise des Staatsoberhauptes hat in unserer Zeit des Streberthums zwar stets ihr Mißliches — das aber soll und muß hier zum Ausdruck gebracht werden, daß eine Begnadigung Ahlwardt's, des Haupthebers gegen unsere jüdischen Mitbürger, von diesen als eine direkte Parteinahme der Krone gegen sie selbst empfunden werden würde. Die Gründe, welche den Kaiser veranlaßt hätten, von dem Vorrechte der Begnadigung Gebrauch zu machen, könnten dann sein, welche sie wollten — die Juden würden und müßten in diesem Falle einzig und allein zu der Ansicht gelangen, daß eine Begnadigung Ahlwardt's gleich komme einer direkten Begünstigung und Billigung des Antisemitismus und seiner rohesten Agitationsformen, die bekanntlich erst durch Ahlwardt herausgebildet worden sind.

Ob unter solchen Umständen, die sich doch auch der Wahrnehmung des Kaisers nicht ganz entziehen können, an eine Begnadigung des antisemitischen Agitators ernsthaft gedacht werden kann, das möge dahingestellt bleiben. Vielleicht ist es den Urhebern des Petitionsksturms in Wirklichkeit weniger um Ahlwardt's Freilassung, als um die Agitation zu thun, die sie auf diese Weise betreiben können. Sie können bei dem Handel ja nur gewinnen. Wird Ahlwardt begnadigt — woran sie einstweilen selbst nicht zu glauben scheinen — so wäre das ja thatsächlich der Triumph des Antisemitismus. Oder, wenn auch nicht der Triumph, so wäre es doch die „allerhöchste Auerkennung“ seiner Berechtigung, mit der sich dann in der Presse und in Volksversammlungen vortrefflich würde treiben lassen. Wenn aber den Bittgesuchen keine Folge gegeben wird, so bietet auch das eine vielleicht nicht ganz unwillkommene Handhabe zu allerhand Hegerereien, Wühlereien und Quertreibereien. Die antisemitische Presse versteht es ja vortrefflich, aus allem Kapital zu schlagen. Es würde sich ihr dann wieder eine prächtige Gelegenheit bieten, in aller Ehrfurcht und Unterthänigkeit darauf hinzuweisen, daß der jüdische Einfluß bis in die höchsten Sphären hineinreiche und daß selbst der Kaiser sich ihm nicht ganz zu entziehen vermöge, daß selbst er — natürlich unbewußt — diesem Einfluß unterstände. Der deutsche Michel aber wird, soweit er der Einwirkung der antisemitischen Agitation zugänglich ist, seine verben Fäuste ballen und wird gotteslästerliche Flüche ausstoßen gegen die vermaledeiten Juden, die nun sogar den Kaiser in den Bannkreis ihres Einflusses zu ziehen wußten. Trotz alledem werden die antisemitischen Macher natürlich behaupten, daß gerade sie die treuesten Stützen des Thrones

sind, daß² bei ihnen just der monarchische Sinn am kraftvollsten entwickelt sei

Also: möge die Petitionsbewegung verlaufen wie sie wolle, der Antisemitismus wird daraus seinen Vortheil zu ziehen wissen. Er befindet sich eben in der angenehmen Lage eines Menschen, der Nichts zu verlieren, dagegen Alles zu gewinnen hat und schon deshalb auf jedes Wagniß eingehen kann.



Wie gut sich die Führer der Antisemiten darauf verstehen, selbst aus den empfindlichsten Schlägen, die der Bewegung versetzt werden, neues Agitationskapital zu schlagen, das beweisen die Vorgänge im Großherzogthum Hessen. Dort ist behördlicherseits ein Erlaß ergangen, durch den die Staatsdiener gewarnt werden, sich in der bisherigen Weise an der antisemitischen Agitation zu betheiligen. In durchaus verständigen Nebenwendungen wird den Staatsbeamten in dem Erlaß das Unpassende einer solchen Antheilnahme an der Religions- und Massenheze vorgehalten, woran sich dann eine ernste und nachdrückliche Verwahrung schließt. Ich bin sonst gewiß ein abgesagter Feind jeglicher Meinungsbergewaltigung und möchte vor allem auch den Beamten die volle Unabhängigkeit ihrer politischen Ueberzeugung garantirt wissen. Wo es sich aber um eine Ueberzeugung gar nicht handeln kann; wo eine politische Anschauung nicht in Frage kommt, wie bei dem Madauantisemitismus, dessen ganze wissenschaftliche Begründung in dem Satze gipfelt: „Die Juden sind schlecht und verworfen ohne alle Ausnahme“ — und dessen höchstes Ideal sich in die geheiligte Formel fassen läßt: „Juden raus!“ angesichts einer die Leidenschaften der Massen aufwühlenden Bewegung wie diese, kann ich mich doch dem Gefühl nicht entziehen, als ob die hessische Regierung doch wohl ihre guten Gründe gehabt hätte, in solcher Weise gegen eine weitere Betheiligung ihrer Beamten an den antisemitischen Ausschreitungen ernstest Einspruch zu erheben Und dennoch: auch das Vorgehen der großherzoglich hessischen Regierung wird dem Antisemitismus keinen Abbruch thun. Dr. Böckel und seine Extremen sind schon fleißig dabei, dem Erlaß die Spitze abzubrechen, indem sie ihn hinstellen als einen bedauerlichen Ausfluß der einseitigen Parteinahme für die Juden, die sich in Regierungskreisen mehr und mehr geltend mache. Man muß die Versamlungsberichte, die Aufrufe und die „Gingesanfts“ lesen, welche der „Reichsherold“ in jeder Nummer über diese Frage veröffentlicht, um auch nur annähernd begreifen zu können, welchen Eindruck der Erlaß auf die Antisemitenhäuptlinge gemacht hat. Und doch enthält dieser Erlaß nichts, was nicht selbst ein Mann von freiester Geistesrichtung und unabhängigster Denkart zu billigen vermöchte. Er enthält nur eine an Umschreibung der alten Wahrheit, daß der Staatsbeamte aus den Steuerertragnissen bezahlt werde, zu denen alle Staatsbürger

ohne Ausnahme das Ihrige beisteuern, daß es 'also nicht seines Amtes feier kann, sich an Hekereien zu betheiligen, die ohne alle Begründung gegen eine bestimmte Klasse von Staatsangehörigen gerichtet werden. Der Antisemitismus ist keine Weltanschauung; er ist auch nicht Ueberzeugungssache — wäre er das Eine oder das Andere, dann müßte man allerdings den mehrerwähnten Erlass auf's Schärfste verdammen.



Trotzdem also dem Vorgehen der hessischen Behörde eine gewisse Berechtigung nicht abgestritten werden kann, würden unsere jüdischen Mitbürger sich doch in einem Irrthum befinden, wenn sie annehmen wollten, daß die Beseitigung der antisemitischen Gefahr von oben herab angebahnt werden könne oder gar angebahnt werden müsse. Nur aus sich selbst heraus, von der eigenen Tüchtigkeit und Ausdauer haben sie in dem schweren Kampf, der ihnen — gewissermaßen als Begleiterscheinung der ökonomischen Entwicklung — aufgedrängt ist worden, den Sieg zu erwarten. Eins aber können sie billiger Weise vom Staate und seinen Dienern fordern: daß sie in keiner Form, weder direkt noch indirekt, in ihrer amtlichen Eigenschaft dem Antisemitismus Vorschub leisten. Und da die amtliche Eigenschaft des Staatsbeamten sich von seiner Person schwer loslösen läßt, so müßte schon das elementarste Anstandsgefühl den Staatsdienern gerade in dieser Sache einen hohen Grad von Zurückhaltung zur Pflicht machen — ohne daß die vorgesetzte Behörde sie erst besonders darauf hinzuweisen hätte.

Und auch von den hochstehenden Vertretern der Staatsgewalt dürfen die jüdischen Staatsbürger mit Fug und Recht erwarten, daß sie in diesem Kampfe weder direkt noch indirekt Partei ergreifen, sowie daß sie Alles streng vermeiden, was als eine Begünstigung des Antisemitismus angesehen werden könnte. Geschieht dies, so wird es an den Juden selbst liegen, sich ihrer Haut zu wehren. Sie werden sich zusammenschließen müssen zu zweckdienlicher, gemeinsamer Agitation, und wenn sie das thun, dann kann der Sieg ihnen nicht ausbleiben. Das Judenthum ist in Kämpfen und Verfolgungen alt geworden; es wird den Kampf mit dem antisemitischen Ueberwitz nicht fürchten.



Daß Herr Stöcker sich neuerdings in Wien wieder öffentlich für den antisemitischen Ueberwitz erklärte, nachdem er erst unlängst in Berlin den Versuch gemacht hat, sich davon loszusagen — das wird den Juden wohl ziemlich gleichgültig sein. Herr Stöcker kehrt immer wieder zu seiner ersten Liebe zurück. Er mag tausendmal dem Antisemitismus untreu werden in Gedanken, Worten und Werken, dennoch aber kann er nicht von ihm lassen. Wenn nämlich Herr

Stöcker nicht mehr Antisemit ist, dann ist er gar Nichts mehr. Der Hofprediger „war einmal“, als Konservativer ist man herzlich wenig, wenn man nicht noch nebenbei was zu bedeuten hat, und große rednerische Erfolge sind in den spärlich besuchten reinkonservativen Versammlungen nicht zu holen. Und der christliche Sozialismus hat sich längst schon überlebt. Er war eine holde Täuschung, die bei der ersten Berührung mit der rauhen Wirklichkeit verschwand. Was bleibt da dem Herrn Stöcker, der auf den lauten Beifall der Masse nicht verzichten mag und nicht verzichten kann, was bleibt dem Manne da weiter übrig, als wieder zurückzukehren zum Antisemitismus und reuig pater peccavi zu sagen? — Herr Stöcker kann auch anders. Das hat er schon hundert- und tausendmal gezeigt. Und in Wien zeigte es sich auf's Neue.

Allerdings konnte er hier, da die in Aussicht genommenen Heferverfassungen behördlich verboten worden waren, weder im Wahlbezirke Schneiders, des Stempelfälschers, noch im Hauptquartier des christlich-sozialen Lager, in Kalksburg, gegen die „Semiten“ hegen: auch bei einem Vortrage im Salon der Botschafterswittve Baronin Vangenau mußte er sich Zurückhaltung auferlegen und sich auf salbungsvolle Phrasen beschränken. Dafür aber ließ er sich beim „Wilden Mann“ in Währing, wo er mit Schneider, Gekmann, Sueger und ihresgleichen zusammentraf, ungenirt gehen. Er erzählte von Verfolgungen, denen er in Deutschland und England, seitens unduldsamer Juden ausgesetzt gewesen sei, sympathisierte mit einem braven, reichsdeutschen Staatsanwalt, der für einen Mörder, welcher einen jüdischen Bucherer erschlagen, Partei ergriffen habe, schimpfte dann über die Presse und schloß mit dem Wunsche, daß alle Juden wieder in das gelobte Land zurückkehren möchten. Die Wiener Antisemiten stimmten Loblieder auf Stöcker an, wobei Sueger ein großes Selbstbewußtsein an den Tag legte. Der „schöne Karl“ sagte, wie das „Deutsche Volksblatt“ berichtet: er sei halsleidend und habe in den letzten 48 Stunden nur 7 Stunden geschlafen, es aber doch für seine Pflicht gehalten, Stöcker die Ehre zu erweisen, damit derselbe die Wiener Antisemiten in Berlin so gut als möglich beschreiben könne. . . Nun, diese Beschreibung wird ja nicht ausbleiben.

Einem eingehenderen Bericht über die Wiener Versammlung zufolge, soll Stöcker, als er von den Verfolgungen sprach, denen er seiner Zeit in London ausgesetzt gewesen sei, noch mitgetheilt haben, die Juden hätten ihn damals wollen ermorden lassen.

Sollte der Herr Pastor etwa wirklich schon am Verfolgungswahnstimm leiden? . . . Bei einem Fanatiker wie er, wäre das gar nicht so auffallend. Auch pflegt unbefriedigter Ehrgeiz ein guter Nährboden zu sein für jene besonderen Formen geistiger Erkrankung, welche dem Psychiater als Größen- und Verfolgungswahn bekannt sind.



Ob auch die übrigen Konservativen Stöcker's Beispiel folgen und sich mit dem Antisemitismus gemein machen werden, das wird sich schon bald zeigen. Die Partei hat gegenwärtig eine Krisis durchzumachen, welche hauptsächlich durch die Judenfrage herbeigeführt wurde. Ein Theil der Konservativen ist nämlich der Ansicht, daß der Konservatismus, der schon altersschwach geworden, nur durch das Zaubermittel des Antisemitismus verjüngt und zu neuem Leben erweckt werden könne. Ein anderer Theil aber will von einer Verquickung der konservativen Parteigrundsätze mit den Anschauungen und Strebungen des ungewaschenen antisemitischen Sansculottenthums nichts wissen — man will sich mit denen um Ahlwardt und Böckel nicht gemein machen. Welche der beiden Richtungen den Sieg davon tragen wird, das läßt sich einstweilen noch nicht übersehen.

Dagegen würde, wenn demnächst aus Anlaß der Militärvorlage der Reichstag sollte aufgelöst werden, die antisemitische Strömung im konservativen Lager aller Wahrscheinlichkeit nach den Sieg davontragen. Die Wahlausichten der Konservativen sind herzlich schlecht. Das Volk ist ihnen mehr und mehr hinter die Schliche gekommen; es weiß jetzt, daß der eigene Vortheil den Herren über Alles geht und daß auf sie herzlich wenig Verlaß ist, sobald die Rücksicht auf das Gemeinwohl mit ihren persönlichen Interessen nicht vereinbar ist. Da müßte, falls es wirklich zur Auflösung des Reichstages kommen sollte, freilich etwas geschehen, um die Massen wieder an die konservative Parteifahne zu fesseln — unter Umständen würde man dann selbst dem Antisemitismus starke Zugeständnisse machen. Wer den Zweck will, darf das Mittel nicht verabscheuen, durch welches der Zweck erreicht wird. Die Frage, ob eine Reichstagsauflösung erfolgen wird oder nicht, ist daher für die Fortentwicklung der antisemitischen Bewegung von großer Bedeutung. Möglich, daß die Reichstagsauflösung vorübergehend eine neue antisemitische Hochfluth bringen würde. Das wäre dann keineswegs zu beklagen. Je toller der Antisemitismus sich geberden, je wilder er sich austoben darf, um so eher wird er sich abwirthschaften. Auf die neue Fluthwelle wird im naturgemäßen Verlauf der Dinge die Ebbe folgen. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, möchte man fast der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Reichstag aufgelöst werde und daß die Antisemiten mit konservativer Unterstützung die von Dr. Böckel so sehnsüchtig herbeigewünschten fünfzehn Mandate erhielten. Dann wären sie eine Fraktion und könnten im Reichstag endlich wirksam die Aufgabe in Angriff nehmen, die ihnen naturgemäß vorbehalten bleibt — die große Kultur Aufgabe der gründlichen Diskreditirung des Antisemitismus. Das ganze deutsche Volk müßte sie an der Arbeit sehen können, um endlich dahinter zu kommen, daß die intelligentesten Politiker nicht gerade diejenigen sind, welche am lautesen zu schreien und am gestimmungstüchtigsten über die Juden zu schimpfen pflegen.

..... dt.

Die Quellen des Antijemitismus in Oesterreich.

(Nachdruck nur mit voller Quellenangabe gestattet.)

Der österreichische Staat strebt nach Einheit und muß dieses thun wie jeder andere Staat. Dieses Streben ist allen politischen Richtungen in Oesterreich gemeinsam, nur in dem einigenden Prinzip, in dem Mittel zur Einheit gehen sie auseinander. Die deutsch-liberale Linke wünscht diese Einheit nach dem Vorbilde anderer europäischer Staaten herzustellen und vergißt sehr oft, daß Oesterreich in der That keine nationale Einheit, sondern eine Völkerfamilie ist, welche nach einem anderen politischen System, wie wesentlich nationale Staaten zusammengehalten und geleitet werden muß. Ein Volk und ein Reich bilden einen Organismus, der nicht erst geschaffen, auch nicht erst gestaltet werden muß, der in der Geschichte schon lebt, und den man bloß pflegen und schützen kann. Haben die Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie auch nicht die gleiche Sprache, so hat doch ein jedes die Liebe zu seiner Sprache, zu seinem Rechte; und die Liebe zu seiner Individualität muß sich hier verbinden mit der Liebe zum Ganzen. Wenn nun jedes Volk sein Sonderwesen im Reiche geschützt und gewahrt erkennt, dann fällt das besondere Interesse mit dem allgemeinen zusammen, dann wird es Zweck des Einzelnen, das Ganze zu erhalten, in dem er die beste Gewähr für den Schutz seines eigenen Wesens erblickt. Das war die alt-österreichische Politik bis zur Regierung von Kaiser Joseph II.

Mit dieser politischen Staatsidee gebrochen zu haben ist ein grober Fehler der Deutsch-Liberalen in Oesterreich, denn eine Mehrheit von zwanzig Millionen Slaven mit hochentwickeltem Nationalgefühl beugt sich nicht leicht unter die Herrschaft einer Minderheit von Deutschen und Magyaren, mögen diese sie auch geistig bedeutend überragen.

Diese Wahrheit hatte die clerikal-konservative Partei Oesterreichs rasch erkannt und setzte sich, um der Ausbreitung liberaler Ideen zu steuern, und den ihre religiöse Unduldsamkeit und reaktionären Tendenzen bekämpfenden Centralisten entgegen zu treten, an die Spitze der nationalen Bewegung in allen slavischen Ländern. Schule, Kanzel und Beichtstuhl wurden ausgenutzt, um unter dem Deckmantel nationaler Bestrebungen eine erfolgreiche Propaganda gegen den Liberalismus, gegen jegliche freiheitliche Regung in der Politik und Religion zu machen. Mit zündenden Worten, denen die Slaven um so williger lauschten, als sie aus dem Munde ihrer Seelsorger, ihrer abgöttisch verehrten Priester, kamen, wußte die Geistlichkeit, wußten besonders die Hezkapläne das Volk gegen Deutschthum und Liberalismus — für den österreichischen Zeloten gleichbedeutende Begriffe — aufzuheizen, so daß die Parteileidenchaften in schlimmster Weise entseffelt wurden.

In der Hochfluth des nationalen Kampfes ereignete sich aber plötzlich etwas Unerwartetes: der Geistlichkeit und dem mit ihr verbündeten Hochadel wurde durch eine liberale Strömung in der slavischen Bewegung die Führung der nationalen Sache entzogen. Es traten in den Vordergrund die Jungezedern und die Jungslaven, welche, zielbewußt auf der beschrittenen Bahn forteilend, für ihre Länder liberalere Institutionen herbeisehnen und den Alp der Priester- und Feudalherrschaft abwälzen wollen.

Starr ob der Annahme dieser „Plebejer“, blühte man einander rathlos im Hohenwarth-Klub an und fand keinen Ausweg aus dem Dilemma; denn wurde die nationale Frage den Händen der erlauchtesten und hochwürdigsten Herren entwunden, so wankte der ganze Boden unter ihren Füßen.

So einsichtsvoll waren die Konservativen nämlich, daß sie genau erkannten, unter einem bloß konservativ-kerikalen Banner würden sich keine Anhänger mehr zusammenscharen.

Fast zur selben Zeit hatten zwei neue sozialpolitische Strömungen größere Volkstheile ergriffen: der Sozialismus und der Antisemitismus. Beide richteten ebenfalls ihre Spitzen gegen den zentralistischen Liberalismus, indem das letzte Ministerium dieser Richtung unter Giskra einen stark ausgeprägten kapitalistischen Charakter getragen hatte und durch den „Krach“ der Wiener Finanzwelt im Jahre 1873 in den Abgrund gezogen worden war.

Dr. Adler und andere Anhänger der sozialdemokratischen Lehre waren rastlos thätig, die in vielen Theilen der österreichisch-ungarischen Monarchie wirklich entsetzlich darben- de Arbeiterschaft zur Erkenntniß ihrer Lage zu bringen und sie zu solidarischem Vorgehen aufzumuntern. Trotz der zu überwindenden Schwierigkeiten: das drückende Vereinsgesetz, die Sprachenverschiedenheit u. s. f. war der Erfolg ihrer Bemühungen ein großer, und die Anzeichen mehrten sich, daß auch in Giskra die soziale Frage, die soziale Bewegung, eine führende Rolle spielen würde; die vielen Ausstände und die ausgedehnte Agitation der Sozialdemokratie regten zum Nachdenken an. Ueberdies war es klar, daß, sobald einmal die soziale Bewegung in den Vordergrund träte, die ganze Sprachen- und Nationalitätenfrage in Oesterreich-Ungarn als eine Bagatelle beiseite geschoben würde, und daß sie verdrängt würde durch die Brodfrage, welche alle Volkstämme gleichviel interessiert, denn ein Bolapück ist die Sprache des knurrenden Magens.

Während nun der Sozialismus unter der arbeitenden Bevölkerung stets eine größere Verbreitung fand, — entstand unter den Kleingewerbetreibenden und den Mittelklassen der Antisemitismus. Das Kleingewerbe, welches besonders in Wien bis in die neueste Zeit hinein geblüht hatte und durch die Anfertigung geschmackvoller Spezialitäten bisher für seine Erzeugnisse guten Absatz fand, wurde durch die Großindustrie im Geschäftserwerb stark geschädigt und dem Ruine zugeführt. In üblicher Weise wollten die Mittelklassen in dieser ökonomischen Thatsache nicht natürliche Folgen veränderter wirtschaftlicher Verhältnisse erblicken, sondern sie klagten die Großkapitalisten an, das Volk auszuzugaun. Dieser Stimmung bemächtigte sich ein politischer Streber, dem es trotz seines Reichthums bisher nicht gelungen war, eine hervorragende Rolle im öffentlichen Leben zu spielen. Es war Georg Ritter von Schönerer. Der Umstand, daß viele Bankiers und Groß-Industrielle in Oesterreich-Ungarn jüdischen Glaubens waren, wurde zweckentsprechend ausgebeutet und die Agitation gegen die „semitischen Ausbeuter“ wurde eingeleitet. Unter Mißvergnügen und Darbenden irdend eine Bewegung anzuregen, ist leicht; man braucht nur zu sagen: „der Jude ist das Karmidel“ und unisono brüllt die Menge den Ruf nach. Ritter von Schönerer kannte diese uralte Wahrheit und glaubte, das Mittel gefunden zu haben, die ersehnte Volksthumlichkeit zu erhaschen. Die Agitation aber, welche Herr Schönerer entfaktete, war mehr geräuschvoll als erfolgreich. Seine tumultuarische Agitation unter der studirenden Jugend, sein unritterliches, unpatriotisches Kokettiren mit dem einstweilen doch sehr aussichtslosen Großdeutschthum würden hingereicht haben, dem Antisemitismus schließlich den Boden im Volke

zu entziehen, hätte nicht sein unqualifizirbares Gebahren bei Gelegenheit des Todes des Kaiser Wilhelm I. plötzlich sein Verschwinden von dem politischen Schauplatze und ein unfreiwilliges Vertauschen der Rednerbühne mit dem Kerker zur Folge gehabt.

Es lagen damals sichere Anzeichen vor, daß der Antisemitismus mit seinem Führer den moralischen Tod erleiden würde, allein das Erbe Schönereers trat Prinz Alois Sichtenstein an, der Vertreter des urklerikalen Konservatismus.

Als in dem Nationalitätenkampf die oben erwähnte für die Konservativen ungünstige Wendung eingetreten war, regte der Bischof Doppelbauer in Linz eine Berathung des österreichischen Episcopates über die Frage an, wie der verlorene Einfluß bei dem Volke wiederzugewinnen sei. Die hohe Geistlichkeit, zumeist noch in der toleranteren josephinischen Schule erzogen, wollte von einer „schärferen Tonart“ der Regierung gegenüber nichts wissen und glaubte auch, daß ein behufs Aneiferung der katholischen Volksmassen heraufbeschworener Kulturkampf in Oesterreich keine Aussichten auf Erfolg haben würde. „Wenn man den Pfarrern den Brodkorb höher hängt,“ meinte der Prager Cardinal, Graf Schönborn, „so spielen diese im Kampfe gegen eine liberale Regierung nicht mehr mit.“

Ueber diesen Gleichmuth des Episcopates waren die Ordensgeistlichen, vornehmlich die Jesuiten, Redemptoristen und Dominikaner entrüstet, und beschloffen, im Verein mit einzelnen Weltgeistlichen ein neues Programm zu entwerfen. Der Geschichtsprofessor P. Abel vom Stallsburger Jesuiten-Kollegium, eine persona grata bei dem gesammten Wiener Hochadel, der Professor P. Weiß von dem Dominikanerkloster zu Graz, und Dr. Scheicher, Professor der Moral am St. Pöltener Priefersseminar hielten in dem Palais des Prinzen Alois Sichtenstein am Kärnthner Ring in Wien längere Berathungen ab und gelangten mit ihrem fürstlichen Gönner zu dem Schlusse, sich des Antisemitismus als Agitationsmittels unter dem Volke zu bedienen und diese Bewegung in „christlich-soziale“ Bahnen zu lenken. Ob der Dreistigkeit dieses Vorgehens und der Gewissenlosigkeit dieses Planes herrschte Schrecken in den Kreisen der Bischöfe und des Hochadels, und der neu gebildeten Partei wollte es nicht gelingen, die bedeutenderen Parteiorgane: „Vaterland“ in Wien und „Grazer Volksblatt“ für ihre Sache zu gewinnen. Alois Sichtenstein machte sich erbötig, die Prager „Politik“ und das Wiener „Vaterland“ mit namhaften Geldopfern zu erwerben, aber die dem hohen Adel angehörigen Besitzer beider Zeitungen waren für diese Pläne nicht zu haben, obwohl ihre Blätter ihnen ein Heidengeld kosteten.

Aus dieser unbequemen Lage und der Nothwendigkeit, ein Parteiorgan zu gründen, befreite die Verbündeten Dr. Unger, welcher als Vermittler mit Bergani in Verbindung trat. Dieser hatte sich mit Schönereer überworfen und wurde von demselben ernstlich gedrängt, die bei der Gründung des „Deutschen Volksblattes“ gegen Gelbvorschuß unterzeichneten Wechsel einzulösen. Sichtenstein löste Bergani's Wechsel am Verfalltage ein, und Bergani stellte seinem Wohlthäter und dessen Inspiratoren nach berühmtem Muster drei Spalten weißen Papiers alltäglich zur Verfügung. In dieser Weise glitt der Antisemitismus in Oesterreich aus dem radikalen, „Böckel'schen“ Fahrwasser in ein christlich-soziales.

Das Programm wurde festgesetzt und Fürst Sichtenstein geberdete sich nun in den gesetzgebenden Körperschaften mit Ehren-Schneider, Dr. Folger und ähnlichen politischen Koryphäen als Vertreter des Antisemitismus. In den Erzherzogthümern, in Steiermark und Tyrol machten die Antisemiten keine

Schwierigkeiten, sich geistlicher Führung anzuvertrauen, wohl aber in Deutsch-Böhmen.

Wiederum wurde ein fürstlicher Herr in's Vortreffen geschickt, dieses Mal der Erbprinz Zbentz Lobkowitz in Bilin. Durch seinen Beichtvater, einen Jesuitenpater, der auch sein Erzieher gewesen war, wurde der Erbprinz, ein herzensguter Mann, bewogen, das Biliner Wochenblatt seinem in finanziellen Nöthen sich befindenden Besitzer abzukaufen und es in christlich-sozialem Sinn weiter führen zu lassen. Als Redakteur wurde Dr. Steller aus Salzburg erkoren, ein Rheinpreuße, der zur Zeit des Kulturkampfes als Leiter eines katholischen Blattes in Schlesien nach Oesterreich auswandern mußte.

Nach diesen Vorbereitungen wurde alsdann die antisemitische Kampagne seitens des Klerus und Adels eröffnet. Der Sozialismus der Christlich-sozialen ist nur ein Anhängeschild. Ihnen kommt es nicht darauf an, die soziale Lage des niedern Volkes zu bessern — sie wollen einzig und allein mit Hilfe der Massen, denen sie das Blaue vom Himmel herunterversprechen, die bevorzugte Stellung des Adels neu befestigen, sie wollen den Großgrundbesitz mit Vorrechten ausstatten und hezen daher gegen das jüdische Kapital.

Um ihre Ziele der Verwirklichung näher zu bringen, bedürfen sie eines Mittels, durch welches sie das Volk in Bewegung setzen können. Ihnen ist der Antisemitismus also lediglich Mittel zum Zweck. — Ganz ebenso wie den deutschen Konservativen, die im Antisemitismus auch nur eine zur Zeit volksthümliche Bewegung erblickten, durch deren Dienstbarmachung es ihnen vielleicht gelingen könnte, ihre konservativen Geschäfte besser zu besorgen.

Zur Abwehr.

Herr Licentiat Graebner ist sehr entrüstet darüber, daß der Herausgeber dieser Zeitschrift es gewagt hat, sich zur Wehr zu setzen in einem Streit, den Herr Graebner aus Gründen vom Zaun gebrochen hat, die einer besonderen Charakteristik nicht bedürfen. Besonders der energische Ton meines Artikels in voriger Nummer hat Herrn Graebner empfindlich verletzt, und nun seufzt er und wehllagt in Nr. 45 der „Mittheilungen“ darüber, „daß dieser Ton es ihm unmöglich mache, mit gleichen Waffen zu kämpfen.“

Das kann doch vernünftiger Weise nur bedeuten, daß der Angriff, den Herr Graebner gegen den unterzeichneten Herausgeber und gegen den Verleger der „Schmach des Jahrhunderts“ veröffentlichte, in einem durchaus anständigen Ton gehalten gewesen sei. Herr Graebner scheint es demnach für anständig zu halten, wenn er Leuten, die im Interesse eines den Abwehrbestrebungen dienenden publizistischen Unternehmens bedeutende Opfer an Geld und Arbeitskraft gebracht haben, die unqualifizierbare Beleidigung an den Kopf wirft, sie stellten die Bekämpfung des Antisemitismus in den Dienst ihres Geschäftes, mit anderen Worten: sie seien aus Gründen des Geldverdienstes Gegner des Antisemitismus.

Diese böswillige Auffassung zeigt deutlich, daß bei Herrn Graebner das

journalistische Taktgefühl nur sehr mäßig entwickelt ist. Ihn einen besonderen Vorwurf hieraus machen zu wollen, liegt mir gänzlich fern — ich konstatiere lediglich eine in meinen Augen sehr bedauerliche Thatsache.

Natürlich verbietet sich unter solchen Umständen ganz von selbst jeder weitere Kampf mit Herrn Graebner, falls Herr Graebner durch erneute Verdächtigungen nicht eine wiederholte Abwehr erforderlich macht. Es sei daher hier nur das Allernothwendigste gesagt:

Zu seiner ersten Entrüstung über die ungeheuerliche Thatsache, daß Jemand, der nicht einmal besoldeter Geschäftsführer des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus ist, es wagte, sich jegliche Verdächtigung seitens des Herrn Graebner sehr energisch zu verbitten, in der ersten Entrüstung über diese furchtbare Taktlosigkeit hatte Herr Graebner die Liebeshwürdigkeit, mir eine Verleumdungsklage in Aussicht zu stellen. Ich sehe dieser Klage mit voller Gemüthsruhe entgegen und zwar dies umsomehr, als ich hoffen darf, daß ein preussischer Gerichtshof, bevor er mich eines *crimen laesae majestatis* (Majestätsverbrechens) schuldig spricht, den der Anklage zu Grunde liegenden Thatbestand einer pflichtmäßig genauen Prüfung unterziehen und meine Widerklage entsprechend berücksichtigen wird. In diesem Falle dürfte eine gerichtliche Klage dem Privatkläger Herrn Graebner noch mancherlei Ueberraschungen bringen, die ihm vielleicht garnicht angenehm sein würden.

Um Stimmung gegen mich und meine Zeitschrift zu machen, theilt Herr Graebner den Lesern der „Mittheilungen“ ferner mit, ich hätte es sogar gewagt, einem Zweifel an der Zweckmäßigkeit der vom „Verein zur Abwehr“ betriebenen Agitation Ausdruck zu geben. Das ist freilich Hochverrath in den Augen des Herrn Graebner. Ich aber — ein verstockter Sünder — bleibe bei meiner Behauptung, und wenn Herr Graebner meint, ich kenne das Arbeitsfeld und die Methode seiner Agitation nicht, so gebe ich ihm den hierin enthaltenen Vorwurf einfach zurück. Ich bin Mitglied des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ und kann daher verlangen, daß ich aufgeklärt werde über das, was ich nicht weiß. Bis jetzt weiß ich nur, daß mir und andern Personen, die auf meine Veranlassung dem Verein beigetreten sind, eine Anzahl Broschüren, Flugblätter u. dgl. zugesandt wurden, offenbar um uns in unserer bereits genügend dokumentirten Abneigung gegen den Antisemitismus zu bestärken. Ich bin aber naiv genug, zu glauben, daß Leute, welche dem Abwehrverein beitreten, einer solchen Bestärkung im Guten kaum noch bedürfen, daß also diese Methode der Agitation thatsächlich schlimmste Geldverschwendung und heillose Zeitvergeudung ist.

Daß einzelne Filialen des Vereins, z. B. die in Marburg, in einer weit praktischeren Weise sich die Bekämpfung des Antisemitismus angelegen sein lassen, weiß ich zwar ebenfalls — aber das ist doch nicht das Verdienst des Herrn Graebner.

Ueberhaupt bin ich der Ansicht — falls Herr Graebner gütigst erlauben will, daß ein ganz gewöhnliches Vereinsmitglied, welches nur seinen Beitrag zahlt, in solchen Dingen eine eigene Meinung hat — daß es wirklich nichts schaden könnte, wenn demnächst einmal eine **Generalversammlung des Vereins** abgehalten würde. Die Frage, ob die bisherige Agitationsmethode in allen Stücken praktisch gewesen ist, könnte da besser erörtert werden, als im Rahmen eines Injurienprozesses, der aber trotzdem auch seine Vorzüge haben mag. Ich persönlich hätte auf einer solchen Generalversammlung ganz erhebliche Bedenken geltend zu machen, und zwar u. a. auch gegen die Verfassung des Vereins, wie sie in dem etwas sehr dürftigen Statut zum Ausdruck gelangt. Um den Gegnern der Abwehrbestrebungen nicht Stoff zu Angriffen zu liefern — Herr Graebner freilich ist über solche Rücksichten längst erhaben — will ich mich mit diesen Andeutungen für heute begnügen. Vielleicht druckt Herr Graebner in der nächsten Nummer der „Mittheilungen“ das Statut ab.

Zum Schluß konstatiere ich noch die bedauerliche Thatsache, daß Herr Graebner am Ende seines zweiten Artikels wiederum der süßen Gewohnheit des Verdächtigen fröhnte, indem er schrieb: „Freilich sind uns nur solche Mitkämpfer willkommen, die sich ausschließlich von idealen Beweggründen leiten lassen“ . . .

Und der Mann, der, ohne zu erröthen, in so handgreiflicher Weise Leute verleumdet, die er nicht kennt, die ihm nie zu nahe getreten sind, bloß weil sie die unerhörte Dreistigkeit besitzen, ebenfalls den Antisemitismus bekämpfen zu wollen . . . ein Mann, der Solches ungeschont thut, wagt es, über unziemliche Kampfweise in so beweglichen Worten Klage zu führen!

Aber das ist ja mehr als

Die Punkte mag Herr Graebner nach Belieben durch ein ihm zusagendes und den Kern der Sache treffendes Eigenschaftswort ergänzen. Ich möchte sein Barmherzigkeit nicht wiederum verlegen.

Berlin S.W., 8. November 1892.

Karl Schmidt.

Schnitzel und Späne.

Die antisemitische Kunst der Judenriecherei hat täglich neue Erfolge zu verzeichnen. Nachdem endlich der Polizeikommissar von Arnault, der stille Sozjus des Bankiers Hugo Böhm, verhaftet ist, haben die Gelehrten der „Neuen Deutschen Zeitung“ in Leipzig die epochemachende Entdeckung gemacht, daß die Familie Arnault nach dem Genealogen Barcillon jüdischen Ursprungs sei. „Woher sie das Adelsdiplom haben mag, ist im Augenblick nicht festzustellen“ — bemerkt dazu das Antisemitenblatt — „jedemfalls kann aber festgestellt werden, daß nicht nur der verurtheilte „schöne Hugo“ ein Vollblutsemit ist, sondern auch sein würdiger stiller Kompagnon von Arnault semitisches Blut in seinen Adern hat.“ — Rasch fertig sind die Antisemiten mit ihren „Feststellungen.“ Der Genealog Barcillon nennt die Familie Arnault eine jüdische, d. h. er konstatiert die Thatsache, daß es Juden des Namens Arnault in Frankreich giebt. Folglich müssen auch der Herr Vicomte d'Arnault und sein Geschlecht — Juden sein. Und nun erklärt sich Alles. Ein christlich-artistischer Polizeikommissar hätte natürlich ganz anders gehandelt wie der nunmehr verhaftete Herr von Arnault, von dessen Vorfahren die „Neue Deutsche Zeitung“ nunmehr überzeugt ist, daß sie Juden waren. Ein christlich-artistischer Polizeikommissar liebt weder Geld, noch Weib, noch Wein — ein christlich-artistischer Polizeikommissar ist unter allen Umständen ein Muster strengster Rechtschaffenheit, und es ist der Fall gar nicht denkbar, daß solch ein Mann jemals abweichen könnte vom Pfad der Tugend. Ein Polizeikommissar aber, der von Juden abstammt — ist es bei einem solchen denn ein Wunder, wenn er schlechte Streiche macht? . . . Es ist leider keine Hoffnung vorhanden, daß die Leser der „Neuen Deutschen Zeitung“ jemals dahinter kommen werden, daß sie in diesem besondern Falle seitens der Redaktion wieder tüchtig genasführt worden sind. Die antisemitische Gehirnerweichung ist schon zu weit vorgeschritten.

Dr. Paul Förster setzt in der antisemitischen Presse einen Preis von 1000 Mark für denjenigen aus, welcher den Mörder des kleinen Hegemann so glaubhaft nachweist, daß er vor Gericht seiner That überführt wird. In der Preisauschreibung wird gesagt: „Es soll damit zugleich eine Unterlassung der Staatsanwaltschaft gutgemacht werden, welche in diesem Falle einen Preis auf die Entdeckung des Mörders oder der Mörder rechtzeitig nicht ausgesetzt hatte.“ Demgegenüber ist zu bemerken, daß bereits am 11. August 1891 in Cleve ein vom Staatsanwalt Baumgard unterzeichnete Bekanntmachung veröffentlicht wurde, in welcher es heißt: „Mit Zustimmung des Herrn Regterungspräsidenten zu Düsseldorf wird nunmehr für die Entdeckung der Thäterchaft eine Belohnung bis zur Summe von Eintausendzweihundert Mark ausgesetzt . . . Die Behauptung des Herrn Dr. Paul Förster stellt also objektiv eine Unwahrheit dar. Es kann Herrn Förster der Vorwurf der Leichtfertigkeit mithin nicht erspart werden.

*

Es giebt wirklich keine racenreinen Arier mehr! Der französische Antisemit Drumont ist weit und breit bekannt, und alle antisemitischen Kinder jubeln laut auf, wenn dieser Name genannt wird. Daß besagter Drumont in seiner freien Zeit ein gar gewaltiger Deutschensresser ist, das verschlägt unseren antisemitischen Patrioten nicht das Mindeste.

Der Chauvinismus des antisemitischen Herrn Drumont ist aber um so lächerlicher, als der Großvater des Mannes — ein Deutscher war. Doch das ist noch lange nicht Alles. Dem reiht sich ebenbürtig die Thatsache an, daß dieser selbe Ahnherr des Begründers des französischen Antisemitismus in Stuttgart das ehfsame Gewerbe eines „Schochet“ (Schächters) ausübte, also — Jude war. Dieser Biederermann hatte offenbar damals schon eine Ahnung von der künftigen antisemitischen Größe seines noch ungeborenen Neffen — er hielt es daher für seine Pflicht, sich mit der jüdischen Gemeinde in Stuttgart

*

zu verurtheilen. Er that dies so erfolgreich, daß er wegen Unrechthafteit aus dem Gemeindeverband ausgestoßen wurde. Hierauf ging der wackere Mann nach London, wo er aus Mergel sich taufen ließ. Eine feine Familie!

*

Wegen Wechselfälschung in 34 Fällen hatte sich der unlängst verhaftete ehemalige Vorsitzende des antisemitischen Deutschen Reform-

vereins für Görbitz und Umgegend, der Gärtnerbesitzer Claus aus Wölfnitz bei Görbitz vor dem Landgericht in Dresden zu verantworten. Claus, der stark verschuldet war, hat Wechsel in Höhe von etwa 10 000 Mark gefälscht. Das Gericht erkannte gegen ihn auf 3 Jahre 6 Monate Gefängniß und 4 Jahre Ehrverlust. Claus war einer der treuesten Schildknappen des Reichstagsabgeordneten Zimmermann. Das genügt.

A | l | r | e | d | i | *)

Nach Herodot.

In eine Stadt des alten Hellas kam
Einst ein verwehnter Mann mit Weib und Kind,
Um schwere Blutschuld als ein Götterfeind
Verjagt von Haus und Herd.

Er siedelte

Sich schüchtern an und sorgte Tag und Nacht,
Dem Hunger wehrend mit geduld'gem Fleiß,
Und da die Noth erfind'risch macht, gedieh
Ihm sein Gewerbe.

Das sah'n die Mächtigen
Der Stadt voll Neid und Haß und sprachen so:
Liegt nicht die Blutschuld über seinem Haupt
Noch ungesühnt, und der Verwehnte doch
Wird hier geduldet? Wenn der Götter Zorn
Auf uns herabfährt, büßen wir für ihn.
Und doch — ein Gastrecht ward ihm eingeräumt.
Wer es verletzt, den straft Zeus Xenios.

So sandten sie nach Delphi Botschaft hin,
Zu forschen aus Orakelmund, wie sie
Mit ihm verfahren sollten. Da erscholl
An des Gesandten Ohr der Pythia Spruch:
Nimm alle Nester junger Vögel aus,
Die droben hängen rings am Tempelsims! —

*) Aus dem Prachtwerk: „Freiheit, Liebe, Menschlichkeit“, Verlag von S. van Groningen & Co. in Berlin (siehe Zeitungs- und Bücherchau).

Und jener, ob erschreckt und zögernd auch,
 Gehorcht und that's. Da, wie er noch am Werk,
 Erklang aus heit'rer Luft ein Donnerschlag,
 Und unterirdisch dröhnt' ein Echo nach;
 Tag ward in Nacht verkehrt, als bräch' herein
 Von Erd' und Himmel her der Weltensturz.
 Entsetzt zur heiligen Pythia flüchtete
 Der Mann und klagte: „Was nicht dein Gebot,
 Was nun der Ueber-, Unterird'schen Grimm
 Zumal empört? Nun schüze mich! —

Asbald

Kam Antwort ihm aus gottgeweihtem Mund:
 Dir zum Verderben that ich meinen Spruch.
 Wer fragen kann, wie deine Stadt gefragt,
 Ist gottlos, und der Götter Fluch und Zorn
 Fällt auf sein Haupt! —

So sprach ein Heidenmund
 Vor zwei Jahrtausenden. Und ihr, die ihr
 Euch rühmt der reinen, tiefern Gottesfurcht,
 Wie redet ihr?

[Paul Heyse.]

Zeitungs- und Bücherchau.

Den Freunden der Religionswissenschaft und der Alterthumskunde dürfte bei den gegenwärtigen Fehden für und gegen den Talmud die Nachricht nicht unwillkommen sein, daß die „Real-Encyclopädie für Bibel und Talmud“ von Dr. F. Hamburger, Landesrabbiner in Strelitz (Mecklenburg), nunmehr in 3. Auflage erscheint und zur leichteren Anschaffung in Heften von 10 Bogen, Lexikonformat (à 2 Mark) ausgegeben wird. Anmeldungen auf dieselbe werden in jeder Buchhandlung, sowie vom Verfasser entgegengenommen. Das Werk, zugleich ein „Konversationslexikon des Judenthums“, hat 3000 Artikel aus der Geschichte, der Ethik, dem Kultus, der Dogmatik, der Rechts- und Staatslehre in Bibel und Talmud mit der Zwischen-, Neben- und

Nachliteratur dieses Schriftthums. Die bedeutendsten Fachgelehrten sprachen sich über die Arbeiten in demselben sehr günstig aus.

„Der Antisemitismus im Lichte des gläubigen Christenthums“ ist der Titel einer kleinen Schrift von Frau Rose Stolle, die soeben im Verlag von Hans Mamuroth in Berlin erschienen ist. In schlichten, herzlichen Worten wird in diesem Büchlein von einer Frau, die auf dem Boden des positiven Christenthums steht, allen denen, die auf demselben Boden stehen oder zu stehen vorgeben, nachgewiesen, daß die Judenhege mit dem Wesen des Christenthums unvereinbar ist. Neues enthält das Schriftchen nicht, demno-

aber wäre zu wünschen, daß es unter den gläubigen Christen zahlreiche Leser finden möchte. Sogar streckbaren Hofpredigern könnte es nichts schaden, wenn sie in einer freien Viertelstunde das Büchlein der Frau Jose Stolle zur Hand nehmen, seine schlichten Gedanken ein ganz klein wenig überdenken und seine humanen Lehren nach Kräften beherzigen wollten.

*
D' Frau Waberl, a Zeitung für gute Menschen, erscheint vorläufig zwamal im Monat und zwar jeden 1. und 15. Redigirt wird das Blattl von Adalbert Haffner, dem bekannten Wiener Volksschriftsteller. — Die Zeitung ist in dem gemüthvollen Wiener Dialekt geschrieben und zeichnet sich durch einen köstlichen vollsthümlichen Humor auf's Vortheilhafteste aus. Das ist der richtige Ton, mit dem Volke zu reden, und auch der Gebildete liest mit Genuß die pousbäckig-vernünftigen Darlegungen des Herausgebers — D' Frau Waberl kost', wie am Kopfe des Blattes zu lesen steht, ganzjährig 4 fl., halb-jährig 2 fl. A einzelne Frau Waberl kriegt ma um zwa Schuß (40 Heller). Für die Herrn Gastwirth' und Kaffeefieder, die ohnehin mit Steuern, Abgab'n zc. überbürdet sein, kost' „D' Frau Waberl“ ganzjährig nur 2 fl. Wem die zwa Gulden z' viel sein, der schickt halt in Gott'snamen ein' Strupp'n, dafür kriegt er „D' Frau Waberl“ a halb's Jahr. Also nur mit lang umabrod'n; „D' Frau Waberl“ braucht a Geld, das Strupferl wird fan weh' thnu. — Mit dieser prächtigen Abonnementsaufforderung des Herausgebers schließen auch wir unsere Empfehlung, indem wir den Lesern noch verrathen, daß „D' Frau Waberl“ in Wien X., Hlmburgerstraße 45 wohnt.

*
Der Blutaberglaube in der Menschheit. Blutmord und Blutritus. Zugleich eine Antwort auf die Herausforderung des Osservatore Cattolico. Von Dr. Hermann Strack, außerordentlicher Professor der evangelischen Theologie in Berlin. München 1892, G. H. Beck, 156 S., gr. 8°. Preis 2 M.

Der in Mailand erscheinende Osservatore Cattolico hot, wie vielen unserer Leser erlerner-

lich sein wird, im vergangenen Juli demjenigen 10 000 Lire, welcher die im genannten Blatte gebotenen Beweise für das Vorkommen jüdischer „Ritualmorde“ und für die Verwendung christlichen Blutes zu jüdisch-rituellen Zwecken widerlegen würde. Der bekannte Berliner Theologe Professor Hermann Strack erklärte sich bereit, diese Widerlegung zu liefern und überließ es dem Osservatore Cattolico sogar, selbst die Schiedsrichter zu bestimmen, von denen zwei Katholiken sein könnten. Die einzige Bedingung, die er stellte, war, daß diese Schiedsrichter akademische Lehrer von Ruf an irgend einer Univerſität des Deutschen Reiches oder an der gleichstehenden katholischen Akademie zu Münster sein müßten: nur so war die Wahl von Männern gesichert, von welchen das Streben nach Unparteilichkeit zu erwarten war. Der Osservatore Cattolico scheint nun gefürchtet zu haben, daß er in Deutschland nicht drei, ja nicht einen Univerſitätslehrer von der Wichtigkeit seiner Behauptungen werde überzeugen können, und mithete daher dem Professor Strack zu, Rothling und einige andere Männer gleichen wissenschaftlichen Standes als Schiedsrichter anzuerkennen. Als Professor Strack darauf erklärte, er werde nun ohne Rücksicht auf die angebotenen 10 000 Francs in der Neubearbeitung seiner Schrift über den Blutaberglauben den Osservatore Cattolico widerlegen, beschuldigte man ihn in den antisemitischen, vielfach auch in ultramontanen Blättern, der Feigheit und suchte ihn durch Verleumdungen und Schmähungen aller Art auf das Gebiet der Zeitungspolemik zu locken. Ohne Erfolg.

Die jetzt vollendete Schrift des deutschen Gelehrten muß seine Gegner und überhaupt alle, welche an jüdischen Ritualmord oder Blutritus glauben, verstummen machen. Mit zwingender Beweisführung werden von ihm alle Gründe für die Blutbeschuldigung widerlegt. Aus der reichen Fülle des gebotenen Stoffes können wir hier nur Einiges herausgreifen. Das Hauptbollwerk der Beschuldigung ist gegenwärtig August Rothling in Prag. Dieses wird nun von dem Verfasser vollständig zerstückt; die grobe Unwissenheit Rothling's, der sich mit fremden Federn (Eisenmenger und Brimann) schmückte, wird überzeugend dar-

gethan. S. 96 lesen wir: „Oeffentlich klage ich hierdurch den E. I. österreichischen Professor und Kononikus Aug. Nohling des Meineides und grober Fälschungen an. Ich bin bereit, diese schwere Anklage vor jedem Gerichtshofe zu begründen.“ Wir halten es für ausgeschlossen, daß irgend jemand, der das 17. Capitel der Strauß'schen Schrift gelesen hat, Nohling ferner als Autorität anführen wird. Von höchstem Interesse ist auch das 18. Capitel über das von Nohling, dem Osservatore Cattolico und überhaupt den Vertretern der Blutbeschuldigung gegenwärtig so stark betonte angebliche Zeugniß der Geschichte für jüdische Ritualmorde und Blutmorde. Vor jeder wirklich ersten Kritik schrumpft die für den Unkundigen beängstigend lange Liste solcher Morde auf Null zusammen. Im Jahre 1529 wurden zu Wöfing dreißig und einige Juden verbrannt, weil sie ein Christenkind ermordet und seines Blutes beraubt hätten; noch im Juli wies ein Berliner Antisemitenblatt auf diesen Fall als wichtig hin. Aber aus den im Reichsfinanzministerium zu Wien befindlichen Akten ergibt sich, daß das angeblich von den Juden geschätzte Kind von dem Kläger Grafen Wolf zu Wöfing selbst gestohlen worden ist und daß man es später in Wien lebend gefunden hat. In Trient 1475 und in Damaskus 1840, wie auch sonst sehr oft, sind die Geständnisse nur durch raffinierte Folterqualen erpreßt worden. Mehrfach beweist schon der Inhalt des Gestandenen die Unrichtigkeit des Geständnisses. In anderen Fällen hat der Prozeß mit Freisprechung geendet, mehrfach sind die Richter der unteren Instanz wegen ihres Verfahrens zur Verantwortung gezogen worden.

Da der Baron von Wackerbarth, der übrigens ganz in Nohling'scher Manier sich mit einer Gelehrsamkeit spreizte, von der sein Herz nichts weiß, im preußischen Abgeordnetenhaus bestritten hat, daß Päpste sich gegen die Blutbeschuldigung ausgesprochen hätten, hat der Verfasser unter die christlichen Zeugnisse gegen diese Beschuldigung auch eine Reihe sehr deutlich sprechender Papsturkunden aufgenommen, so die Bulle Gregor's X. vom 7. October 1272, deren genauer Wortlaut bisher noch nicht veröffentlicht war.

Die Bedeutung der Strauß'schen Schrift be-

schränkt sich aber nicht auf die Widerlegung der in Rede stehenden Beschuldigung. Der erste Theil des Buches handelt vielmehr von der Bedeutung des Blutaberglaubens für die ganze Menschheit. Mit Hilfe sehr zahlreicher Schriften von Ethnologen, Aerzten u. s. w. wird gezeigt, wie Blut, Leichentheile, Abfälle und Abgänge menschlicher und thierischer Körper zu medicinischen und Zauberei-Zwecken nicht nur im Alterthum und im Mittelalter und weiter im 16. bis 18. Jahrhundert gebraucht worden sind, sondern auch jetzt noch am Ende des 19. Jahrhunderts gebraucht werden. Und zwar ist dieser Aberglaube keineswegs ungefährlich; er hat vielmehr bis in die neueste Zeit zu zahlreichen Verbrechen Anlaß gegeben, nicht nur zu Leichenschändungen und dergl., sondern auch zu Mordthaten grausiger Art. Kurz und gut: das Buch ist nach mehr als einer Richtung hin interessant und verdienstvoll. In dem antisemitischen Wefchen werden demnächst die Zeitkammer ein gewaltiges Geböte darüber abstimmen.

*

Freiheit, Liebe, Menschlichkeit! — So lautet der Titel eines für den Familienbüchertisch bestimmten Prachtwerkes, welches die Verlagsbuchhandlung J. van Groningen & Co., Berlin SW., Kommandantenstraße 89, gegenwärtig vorbereitet. Das Werk stellt dar ein Manifest des Geistes gegen Barbarei und Unduldsamkeit. In Poesie und Prosa äußern sich hier Deutschlands hervorragendste Denker und Dichter über die neuerdings soviel erörterte Judenfrage. In dem einen Gedanken sind sie Alle einig: daß der Antisemitismus nicht nur unberechtigt, sondern sogar verwerflich sei. Einen ganz besonderen Werth erhält dieses Prachtalbum, welchem ein Kunstblatt von hervorragendem künstlerischem Werthe beigegeben wird, dadurch, daß viele der eingegangenen Beiträge in der Handschrift der Verfasser wiedergegeben werden. Durch die Freundlichkeit der Verlagsbuchhandlung wurde es uns ermöglicht, in vorstehender Nummer den stimungsvollen Beitrag abdruckten, welchen Paul Heyse zu dem Werke beigegeben hat. Der Subskriptionspreis beträgt Mark 10 vor Erscheinen des Werkes. Nach Erscheinen beträgt der Ladenpreis M. 15.

Durch die Zeitung.

Novelle von Ed. Mund.

(Nachdruck verboten.)

Vor einigen Jahren mußte ich gelegentlich wider Willen auf einer größeren Bahnstation Niederschlesiens mehrere Stunden von der Ankunft des einen bis zum Abgang des anderen Zuges verweilen. Mißgestimmt über die unvorhergesehene unliebsame Verzögerung, suchte ich hinter einem Zeitungsblatte Schutz gegen die drohende Langeweile; flüchtig und gedankenlos ließ ich meine Blicke über die todten Lettern gleiten. Da blieb mein Auge an einem höchst originellen Inserat haften, einem Inserat, das wörtlich lautete:

Zwei Mädchen in des Lebens Mai,
Frisch, schelmisch und vergnügt neßtet,
Auch voll Gefühl und Sittsamkeit,
Die sah'n sich gar zu gern gefreit.
Drum, was ein schneid'ger junger Mann,
Necht klug und hübsch, der klopfe an
Postlagernd Hirschberg und dazu
Schreib er auch 18 Blindetuh.

An sich bot dieses Inserat nichts Besonderes, aber alltäglich war sein Inhalt keineswegs. Mich belustigte der Scherz in hohem Grade. — „Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichem Wege“ hat schon so Mancher sein Herz entdeckt, daß jedoch zwei junge Mädchen in dieser Form auf gemeinschaftliche Kosten das ersehnte Ziel zu erreichen suchten, war neu und durfte Anspruch auf Originalität erheben. Der Gang vor den Altar ist schon manch Einem durch die Zeitung erleichtert worden, allein mit diesem Inserat war der Gipfel der Sparsamkeit und zugleich das Menschenmögliche an Uebermuth erreicht.

Die Offenheit der heirathsbedürftigen jungen Damen wirkte auf mich geradezu verblüffend und da ich ohnehin von Natur leicht zum Widerspruch geneigt bin, ersuchte ich den in der Bahnhofrestauration müßig herumstehenden Kellner um Schreibmaterial.

Mit hastigen Zügen warf ich nachstehende Zeilen auf das Papier:

So oft ich auch im Leben,
Des Schicksals Günst' erbat,
Ich dachte doch, Verehrte,
Wie an ein — Inserat.
Will mir das Glück nicht lächeln
Mit liebevollem Blick,
So muß ich mannhaft tragen
Und standhaft mein Geschick.
Ein Inserat ist häufig
Nur leerer Zeitvertreib;
Drum kann man es vergethen

Zürwahr nur einem — Weib . . .
Und rauscher's nicht die Blätter,
Und Kästler's nicht der Wind:
Ein echtes Weib ist immer
Und ewig nur ein — Kind?!

Ich sehe Euch, Ihr Weiden,
Wie Ihr es ausgeheckt,
Wie Ihr die kleinen Köpfehen

Zusammen habt gesteckt,
 Wie Ihr gelacht, gekichert
 Und wie Ihr jubiliert,
 Da Ihr die deutsche Sprache
 So grausam — maltraktirt;
 Ich sehe Euch, Ihr Weiden,
 Obwohl ich fremd Euch bin,
 Mit jugendfrischen Wangen
 Und Grübchen in dem Kinn
 Wenn Euch die „Herren Väter“
 Nur hätten überrascht,
 Als Ihr mit Euren Versen
 Verbot'ne Frucht genascht!
 Dann hätte es gegeben
 Gewiß so nebenbei
 Etwas Gewitter-Regen
 Im schönen „Lebens-Mal“,
 Dann hätte man gesprochen
 Wohl eine lange Zeit

Von Würde deutscher Franen
 „Gefühl und Sittsamkeit“.

— — — — —
 Sie sehen, Hochverehrte,
 Ich „Klopfe fröhlich an“
 Und bin ein grober Deutscher,
 Kein „schneid'ger junger Mann“.
 Indes soll's mich erfreuen,
 Wenn Sie den Brief versteh'n
 Und mich beim Antwort-Schreiben
 Nicht einfach übergeh'n.
 Wenn Sie mit dem Pantoffel
 Mich einstmals unterfocht,
 Dann heißt's so heiß gegessen
 Wird doch nichts, wie's — gekocht.
 Franz Börner, Schriftsteller.

Obwohl ich nun der ganzen Sache wenig Werth beilegte, war ich doch gespannt auf eine etwaige Erwiderung. Nach wenigen Tagen gelangte ich in den Besitz von Zeilen, die ich hier wiedergebe, wengleich damit der Schleier eines Geheimnisses gelüftet wird, das nur mir bekannt und darum mir ganz besonders heilig geworden ist.

Die eigenartige Erwiderung lautete:

Mein Herr!

Sie sind Schriftsteller. Schriftsteller sind meist halbe Dichter, Sie sind vielleicht ein ganzer, echter, rechter. Sie fühlen sich durch Ihren Beruf so gottbegnadet, so bevorzugt, daß Sie eine Antwort erwarten, obgleich Sie keineswegs das Vorhandensein der von uns geforderten Eigenschaften bestätigt haben. Ja, Sie weisen sogar mit einem gewissen Stolze darauf hin, daß Sie kein schneidiger junger Mann sind — wie können Sie da überhaupt in den Wettbewerb einzutreten wagen? —

Wenn der „grobe Deutsche“ nun doch seine Hoffnung auf einen Brief erfüllt sieht, so wisse er, daß es nur eine von den zweien ist, die den Muth hat, frei heraus zu reden. Und nicht wahr, Sie haben doch geglaubt, ich würde ein wenig eingeschüchtert sein, erstens durch Ihren Hinweis darauf, wie wir die deutsche Sprache maltraktirt haben, dann aber durch den selbst gekieferten Beweis, wie schön und edel sie klingen kann. Freilich, ich bin weder Schriftstellerin noch Dichterin; wenn ich mir dennoch fernverhin den Scherz machen sollte, wohlgezählte Silbenpaare mit Endreimen zu versehen — dessen können Sie versichert sein! — Ihnen sende ich sie nicht.

Die schlechte Prosa, in der ich heute vor Sie trete, ist mir besser gelänfig als der Vers, ob sie aber Ihnen besser gefällt, das weiß ich nicht.

Wie dem auch sei, Ihr Schreiben braucht Sie nicht zu gereuen. Sie können das Bewußtsein mit sich nehmen, ein wenig Poesie in ein Mädchenleben gebracht zu haben, in dem es an Prosa selten gebrach.

Hochachtend
Blindekuh 18.

Das war trotz aller Anmuth tapfer, trotz aller Bescheidenheit entschieden und deutlich! Die Schlagfertigkeit dieser Antwort kam völlig unvermuthet, sie setzte mich deshalb einigermaßen in Verlegenheit. Energie und Geist hatten die Feder geführt. Aus diesen Zeilen sprach nicht der mitleiderweckende, hüftelnde Ton unserer engbrüstigen „höheren Töchter“ — jedes Wort verrieth Selbstbewußtsein und Verstandesschärfe. Dessenungeachtet aber durchwehte das zierliche, äußerlich auffallend kleine Briefchen der Hauch echter Weiblichkeit.

Ohne anmaßende Ueberhebung, lediglich getragen vom klaren Bewußtsein des eigenen Werthes, ließ hier ein jugendliches Gemüth den neckischen Kobold seines Innern zu Worte kommen, dem jauchzende Töne entfesselten Uebermuthes entquollen, wie dem Berge die Gewässer in ursprünglicher Kraft und aus tiefster Tiefe.

Sollte ich antworten?

Die peinigende Frage beschäftigte mich tagelang unausgesetzt.

Endlich raffte ich mich auf und schrieb der „schönen“ Unbekannten, von welcher meine glühende Phantasie ein liebreizendes Bild voll der bestrickendsten Einzelheiten geschäftig sich entworfen hatte, einen langen, langen Brief:

Verehrteste!

Ich hebe frohen Muthes
Zu Ihnen auf den Blick,
Da ich den Brief erhalten,
Der voll von Geist und — ebie;
Ja, ich gestehe glücklich,
Verehrte Dame ein,
Ihr Brief läßt eins nur wünschen:
Er müßte — größer sein.
Wie leicht — und das vermögen
Sie sicher einzuseh'n —
Kann auf der Post solch kleines
Briefchen verloren geh'n.
Die „Jünger Stephans“ würden
Zwar nicht so laut wie ich
Solchen Verlust bezeichnen
Als höchst bedauerlich,
Indeß, verehrtes Fräulein,
So wie die Dinge steh'n,
Kann solche Möglichkeiten
Man füglich leicht umgeh'n.
Damit Sie nun erfahren,
Wie mich Ihr Brief erfreut,

Will ich es anerkennen
In meinen Versen heut,
Daß ich mit Ihren Zeilen
Geertet nur den Lohn
Dafür, daß ich verfolgte
Sie jüngst mit Spott und Hohn.
Und frei will ich's gestehen,
Wo ich geirrt, gefehlt,
Und nichts, mein theures Fräulein,
Sei fernerhin verhehlt.
Sagt leis doch eine Stimme:
Die Golde wird verzeih'n,
Du darfst ihr gegenüber
Darum auch offen sein;
Sie wird Dir nimmer zürnen,
Heßt stolz Du Dein Bistir
Und schwingst Du frohen Muthes
Das leuchtende Pantler,
Darauf mit gold'nen Lettern
Es schön geschrieben steht,
Daß Wahrheit doch im Leben]
Stets über Alles geht.

Wenn im Bewußtsein meiner
Glücklichen, stolzen Kraft
Ich abtritt, Hochberehrte,
Fiedwebe Eigenschaft,
Die Sie von dem gefordert,
Der wagt zu klopfen an,
So sag' ich lachend heute:
Ich bin ein junger Mann,
Der sich im Kampf des Lebens
Wohl manches Mal bewährt,
Dem aber doch die Liebe
Noch nicht den Sieg verkärt!
Ob ich als „hüblich“ erscheine,
Das bleib' dahingestellt,
Indeß wie tausend And're
Trägt auch mich die Welt.
Mehr von mir selbst zu sagen,
Wär' Unbescheidenheit,
Heg' ich doch auch im Herzen
„Gefühl und Stittsamkeit“.
Eins aber darf ich sagen,
Was auch so leicht nicht wiegt,
Daß wie im roßgen Lichte
Die Zukunft vor mir liegt.

Verheißend grüßt die Menschen
Das blaue Himmelzelt,
Des Frühlings Weckruf tönt
Belebend durch die Welt.
Es ist der Mai gekommen,
Des Lenzes Sonne lacht,
Die Sträucher und die Bäume,
Die Blümlein sind erwacht;
Es keimt und grünnet herrlich
Überall umher,
Bald wölbt sich uns zu Häupten
Ein grünes Blättermeer. —
Der Mensch schaut wonnetrunken
Der Erde Wachsthum an,
Ihm hält's das Herz gefangen
Als wie in schwerem Bann,
Er fragt: wenn Frühlings Nahe
Der ganzen Erde kommt,
Ob einmal nur im Leben
Wohl auch sein Frühlings kommt,
Ob einmal wohl hienteden
Er frei von jedem Schmerz,
Ob einmal wahrer Frieden

Ihm einzieht in das Herz,
Ob auch in seinem Innern
Mit drängender Gewalt
Der Frühlingsgruß der Liebe
Belebend einströmt?!
Und jedes junge Blättchen
Und jeder alte Baum
Miß sprechen: eintrif erfüllt
Sich auch Dein schöner Traum!
Da bricht aus vollem Herzen
Ein lauter Jubelruf
Und was in stillen Stunden
Der Dichter gutes schuf,
Im Licht der Frühlingssonne,
Die gold'ne Strahlen zieht,
Gestaltet er begeistert
Sein schönstes, bestes Lied.
Das klingt in vollen Tönen,
Ein schwellender Akkord,
Und dringt in alle Laube
Allmächtig weiter fort,
Und wenn die schönste Weise
Dem Dichter so gelingt,
Dann regt in seinem Herzen
Ein Wunsch sich gluthbeschwingt:
O zitterte die Weise
In einem Herzen nach,
„Dem es an Prosa leider
Sehr selten nur gebrach“.

Oft in einsam stillen Stunden
Muß ich jenes Dichters denken,
Dessen wunderbare Lieder
Von der Menschheit Weh nur singen,
Heinrich Heine's, dessen Lieder
Wie der Menschheit Herz erschelten,
Dessen Sänge, dessen Klänge
Unerreichbar, ohne gleichen! —
Tiefempfunden'e Melodien
Schlummern in den schlächtesten Liedern,
Die von Menschentweh durchzittert
Und von Schönheit überflutet.
All sein Herzblut hat der Dichter,
Thränen in den müden Augen,
Für der Lotosblume Schönheit,
Für die Dichtung hingeopfert.
Oft in einsam stillen Stunden
Zieh'n an meinem Geist vorüber,

Wie auf lichten Engelschwingen
 Dieses Dichters hehre Weisen.
 Und im dankerfüllten Herzen
 Regen sich die Luthgestalten,
 Die sein Geist dereinst gebildet,
 Seine Feder festgehalten.
 Und in all den tausend Liedern,
 Die so Vieles wiederpiegeln,
 Weht ein frischer Hauch der Freiheit,
 Weht der Liebe Mithem mir entgegen.
 Machtvoll rauschen die Gedanken
 Auf der Sprache Strom in Rhythmen,
 Boll und klangreich, mir vorüber —
 Doch durch diese schöne Ruhe
 Töbt ein gelber Schmel zuwellen,
 Eine ganze Welt von Schmerzen
 Jedem Lauscher jäh verrathend,
 Und mir ist es oft beim Lesen,
 Als ob Heine selber sagte:
 „Und mein Stamm sind jene Asern
 Welche sterben, wenn sie stehen“.
 Warum heute diese Verse

Dauernd durch den Kopf mir schwirren?
 Welt im Lieb, in dem uns Heine
 Dies Geheimniß offenbarte,
 Eine schöne Sultanstochter
 Vor dem Springbrunn' ihres Vaters
 Einen ihrer vielen Sklaven,
 Nämlich Mahomet aus Yemen,
 Rasch entschlossen kühnen Muthes
 Mit der Liebe Sehnsucht fragte:
 „Deinen Namen will ich kennen,
 Deine Hetmath, Deine Sippschaft!“

Und so großen Sie, Verehrte,
 Nicht dem ungestümen Drange,
 Der mich läßt des Dichters denken
 Und des Dichters schlichter Worte,
 Zürnen Sie mir nicht, Verehrte,
 Wenn auch ich voll Muthes sage:
 „Deinen Namen will ich kennen,
 Deine Hetmath, Deine Sippschaft!“
 (Schluß folgt.)

Briefkasten.

R. D. und andere. Gewiß ist es nicht angenehm, sich in dieser Weise öffentlich herumstrecken zu müssen mit einem Mann, der im selben Lager kämpft. Die Schlussfolgerungen, die Einzelne von Ihnen an das Vorgehen von jener Seite knüpfen, eignen sich indeß nicht zur Veröffentlichung.

H. P. in C. Es sind nur ganz wenige komplette Exemplare vorhanden. Der Preis beträgt für die erschienenen 3 Quartale Mk. 7,50.

E. in Hg. Für uns nicht geeignet. Aber selbst wenn der Stoff geeignet wäre, könnte über Annahme oder Nichtannahme doch erst dann eine Entscheidung getroffen werden, wenn das Manuscript der Redaktion vorläge.

P. V. hier. Daß Dr. Paul Förster auf unsere Zeitschrift nicht gut zu sprechen ist, verargt ihm kein Mensch. Und warum sollte er nicht öffentlich seinen Gefühlen Ausdruck geben dürfen.

F. E. in G. Solche Vorgänge müssen ohne Zeitverlust gemeldet werden. Jetzt ist die Angelegenheit ja schon halb vergessen. Im Uebrigen eignen sich derartige Mittheilungen besser für die Tagespresse.

J. v. T. in Amsterdam. Sie können von dieser Nummer eine Anzahl Probeexemplare erhalten. Ihrem Bedarf wollen Sie gefl. der Expedition angeben.

Frau Rosa L. in M. So gerne der Herausgeber sich den verehrten Damen gefällig erzeigen möchte — Ihre kleinen Kommissionen kann er ihnen unumgänglich besorgen. Wenden Sie sich an die nächste Buchhandlung und verlangen Sie Kataloge über Geschenk-literatur.

S. O. in M. Das Bauernflugblatt kann neugedruckt werden. 5000 Exemplare kosten 50 Mk. Bestellung wollen Sie baldigst aufgeben.

R. W. hier. Vielen Dank für die eingesandten Adressen.

I. Quittung über Beiträge

für den Fonds zur Verbreitung der „Schmach des Jahrhunderts“.

W. Brannspan	3.—	Gehr. Cohn	10.—
Dr. L. Barischall	2.—	Dr. J. Ginsberg	10.—
H. Packufcher	3.05	Gisner & Ehrmann	20.—
Paul Kron	3.—	Stammisch „Schmach d. Jahrh.“	11.70
Dr. Basch	25.—	H. Lichtenthal	10.—
M. Jacoby	3.—	D. Münzer	10.—
Brühl jr.	3.—	Oppenheim & Hausen	15.—
S. Mary	10.—	F. Bergmann	10.—
M. M.	10.—	H. Bernstein	15.—
Dr. D.	20.—	Dr. Heymann	10.05
Dr. Werner	10.—	F. Hirschler	30.—
S. Jacob	5.—	Emil Piepmann	10.—
Joelsohn & Brimm	25.—	M. Steintal	10.—
J. Italiener	5.—	S. Oppenheimer in Cr.	10.—
G. M.	10.—	S. Blumenthal in G.	5.—
W. & G. Neumann	2.—	Jsr. Gem. Frankenhäusen	6.—
J. J. Preclado	5.—	Scatgesellschaft „Hep-Hep“	2 50
Bernhard	10.—	H. Boeh. G.	10.—
H. Jacobson	3.—	Sanitätsrath Fr. Gl.	10.—
L. F.	5.—	J. L. Gl.	15.—
D. Flach	10.—	Kultusverw. Grünstadt	10.—
H. Hirschlaff	10.—	D. Ganz D.	10.—
S. Friedländer	5.—	„Beroutica“ in St. G.	20.—
S. Prager	1.—	Jsr. Gem. J.	20.—
Gg. Traube	5.—	H. N. Königsberg i. Pr.	10.—
B. Liebermann	20.—	H. Schwarz W.	15.—
G. Bing	10.05	K. V. (F. W. - R. N.)	10.—
L. Krahn	1.—	G. L. (undeutlich) Neust. a. D.	5.—
A. B. Krotowicki	10.—	G. Rothschild St.	10.—
S. Sachs	10.—	Derselbe	10.—
J. Sachs	20.—	Joh. Jade G.	50.—
J. S.	3.—	J. Feige St.	20.—
G. C.	5.—	Vorsteher-Vnt Lauph	20.—
G. Gradnauer	3.—	Mühlentf. Friedlaender D.	15.—
J. Klopstock	5.—	Landgerichtsrt H.	20.—
J. Rothstein	10.—	Glas Rosenthal, Mayen	19.85
S. Sandberg	5.—	S. Flechtheim W.	40.—
L. H.	5.—	H. Meyersfeld W.	30.—
J. Kuffel	10.—	H. N. (H. L. H.)	10.—
J. Knoller	10.—	S. S. Fr.	100.—
B. Schwarz	2.—	H. Seelig W.	20.—
J. Biventhal	1.—	Landger.-Rth. L.	10.—
S. Stesind	10.—	M. C. W.	150.—
A. Bronkow	5.—	Jsr. Gem. Darf.	5.—
M. Littmann	4.—	Kultusgem. Dem.	20.—
G. Levinsohn	10.—	Jsr. Gem. Frb.	5.—
S. Knopf	10.—	Begen der Gr. fachen Anzapfung	3.—
H. Davidssohn	5.—	Bei etner Hochzeit (H. R.)	12.80
J. Goldstein	5.—		
Kraft & Jacobi	2.—		
D. Levy	15.—		
Dr. Sch.	3.—		
H. Loewenberg	20.—		
G. Burchardt	10.—		
		Summa Mk. 1323.—	
		Hiervon ab:	
		Glas Rosenthal Mayen für Herrn	
		Graebner zurückgefördert Mk. 19.85	
		Summa Mk. 1303.15	

Wegen Raummangels mußte ein kleiner Theil der Quittungen zurückgestellt werden.

Im Interesse der Sache bitten wir um weitere rege Bethelligung. Beiträge wolle man senden an Karl Schnelbt, Redakteur, Berlin S.W., Zimmerstr. 56.

Zur Bestellung der „Schmach des Schreckens“ bei der Post gef. zu benutzen.

Exemplare	Benennung der Zeitung zc.	Bezugszeit	Betrag Mark	Post gef.	Bestellgeld Mark	Post gef.
1	Die Schmach des Schreckens Organ für Abwehr des Antisemitismus. Berlin SW., Dinnikerstraße 56.	4. vierteljähr 1892.	2	50		15*)

*) Einm. des Postregulierungs-Büros für 1892 I. Nachtrag Nr. 3759a.
*) Einm. des Postregulierungs-Büros für 1892 I. Nachtrag Nr. 3759a. ist das Bestellgeld zu freistellen!

Druck

Obige Mark fig. sind heute richtig bezahlt.

1892.

Post-Zumahme.

An den nächsten Tagen erscheinen in unserem Verlage nachstehende
Broschüren:

**Grobe Keile
auf grobe Klöße.**

Epigramme

von

einem Wohlbekanntem.

Preis 1 Mark.

Nach fachmännischem Urtheil die
schärfste Satyre seit dem Erscheinen
der Goethe und Schiller'schen Xenien.

**Das
Kellnerinnen - Glend
in Berlin.**

Auf Grund einer unter den Berliner
Kellnerinnen durch Fragebogen ange-
stellten Enquete

geschildert von

Karl Schmidt.

Preis 50 Pfg.

**Das wahre Gesicht der
Socialdemokratie.**

Enthüllungen

von

einem Eingeweihten.

Preis 50 Pfg.

**Ein Märtyrer im
Waffenrock.**

Selbsterlebtes

von

einem socialistischen Soldaten.

Preis 50 Pfg.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Woher kommen die kleinen Kinder?

Eine freimüthige Schrift

von

Karl Theod. Schulz. (Dresden.)

Preis 80 Pf.

Gegen Einsendung des Betrages von allen Buchhandlungen, sowie direct vom „Modernen Verlag“ zu beziehen.

— — — Eine Frage, die prüde Menschen mit Entsetzen erfüllen, andere stutzen machen wird, hat Herr Karl Theod. Schulz (Dresden) als Titel auf seine Schrift gesetzt, die soeben im Modernen Verlag — Berlin erschienen ist: „Woher kommen die kleinen Kinder?“ — Ja, woher kommen sie und wie soll man diese Frage, wenn sie von Kindern gestellt wird, beantworten? Der Verfasser theilt nicht nur seine Meinung mit, sondern reproducirt auch die Aeußerungen anderer — namentlich diejenigen von Damen — die für und gegen ihn Stellung nehmen. Die Schrift ist außerordentlich interessant und wird zahlreiche Leser finden.

(Die Mode.)